

Brief an die Leser von Geist und Leben

Hermann Josef Spital, Bischof von Trier*

Sie haben mich gebeten, Ihnen und den Lesern von *Geist und Leben* ein Wort aus der Sorge und dem Anliegen eines Bischofs zu schreiben. Ich will das versuchen und zugleich Sie und Ihre Leser bitten, sich mit mir über die aufgeworfenen Fragen Gedanken zu machen, um Anregungen und Kritik vermitteln zu können.

Als Glückwunsch zu meiner Bischofsweihe hat mir jemand geschrieben: „Ich wünsche Dir, daß Du den Menschen in Deinem Amt mehr Freude als Kummer bereitest!“ Mich hat dieser Glückwunsch nachdenklich gemacht. Ist es nicht wirklich auf weite Strecken hin so, daß wir Bischöfe als die Amtsträger der Kirche den Menschen ein „schlechtes Gewissen“ vermitteln? Empfinden viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche unsere Botschaft nicht als einengend und hemmend? Meine Frage geht also dahin: Woran liegt das? Und muß das so sein?

Drei Dinge gehen mir durch den Kopf: – Wir leben in einer Wohlstandsgesellschaft. Gleichzeitig wissen wir, daß ein Drittel der Menschheit nicht das Nötigste zum Leben hat. In unseren Fürbitten wird Sonntag für Sonntag – so kann man fast sagen – diese Gegebenheit thematisiert und mit einem Appell an unser Verantwortungsbewußtsein verknüpft. Was können, so frage ich mich, unsere Leute mit solchen Appellen anfangen? Sie geben für die großen kirchlichen Werke *Adveniat*, *Missio* und *Misereor* erfreulicherweise erstaunliche Beiträge – und das in steigendem Maße: trotz der wirtschaftlichen Stagnation! Aber wird nicht vielfach gesagt, auf diese Weise würden sie ihr schlechtes Gewissen beruhigen? – Und ist das nicht zumindest teilweise wahr? Müßten wir, wenn wir so manche unserer oft formulierten Fürbitten wirklich ernst nähmen, nicht geradezu aus unserer Wohlstandsgesellschaft aussteigen? Wird diese Gesellschaft von vielen nicht als ein strukturelles Unrecht bezeichnet? Sicherlich kann der eine oder andere von uns Franziskaner oder Kapuziner werden oder in einen Missionsorden gehen. Aber das ist doch keine Lösung für alle und auch von Franziskus nie so verstanden oder gar verkündet worden. Meine Frage lautet also: Können wir Christen in einer Wohlstandsgesellschaft überhaupt ohne ein ständig schlechtes Gewissen leben und wie können wir das? – Die Güter der Welt sind von Gott geschaffen, und sie sind gut. Natürlich will

* Die Schriftleitung hat den soeben inthronisierten Bischof von Trier um ein persönliches Wort für die Leser von *Geist und Leben* gebeten. Wir danken Bischof Hermann Josef für diesen Brief.

Die Schriftleitung

Gott, daß sie gerecht verteilt werden; aber auf diesen Verteilungsprozeß haben wir einzelne Christen zunächst einmal nur einen sehr geringen Einfluß. Wie wäre es, wenn wir mehr als bisher lernen würden, für die Schönheiten, die Möglichkeiten und die guten Gaben der Schöpfung zu danken? Sollten wir unseren Gläubigen nicht auch Mut machen, sich über die guten Dinge zu freuen? Tun wir das in genügendem Maße? Sagt uns der hl. Paulus nicht, daß alles, was mit Dankbarkeit gegen Gott genossen wird, gut sei?!

– Nun kommt natürlich ein Einwand – und dazu ein sehr berechtigter. Man wird mich fragen, ob wir denn an den eingangs geschilderten unmöglichen Zuständen der Welt vorbeileben könnten und dürften? Natürlich nicht! Aber täusche ich mich, wenn ich behaupte, daß aus einem dankbaren Herzen großzügiger gegeben wird als aus einem Herzen, das sich vom schlechten Gewissen freikaufen will?

Ich setze einfach einmal voraus, daß diese Behauptung zutrifft. Dann aber würde sich alles auf die Frage zuspitzen: Wie können wir, bzw. mit uns unsere Gläubigen denn zu einem in einer solchen Art dankbaren Herzen gelangen? Wie gelangen wir dahin, daß wir auch angesichts der furchtbaren Not in der Dritten Welt als Christen in der uns nun einmal vorgegebenen Wohlstandsgesellschaft leben können, ohne ein stets schlechtes Gewissen, ohne daß wir uns ständig eingeengt und gezwängt fühlen angesichts eines Lebensstiles in unserer Umwelt, der in mancher Beziehung kaum zu rechtfertigen ist? Lassen Sie mich mit einer Frage die Richtung andeuten, in der vielleicht eine Lösung zu finden ist. Wilhelm Thüsing hat in seinem kürzlich erschienenen Buch „Die neutestamentlichen Theologien und Jesus Christus“ (Patmos-Verlag 1981) eindringlich aufgezeigt, daß man als Charakteristikum der Gestalt Jesu die „Spannungseinheit von eschatologisch-charismatischem Zur-Geltung-bringenden-Anspruch Gottes und eschatologisch-charismatischem ‚Schenken von Freiheit‘ – im Zusammenhang des Eschatologisch-Neuen der Sendung Jesu“ sehen müsse (vgl. a. a. O. S. 70). Wenn das zutrifft, dann ist das „schlechte Gewissen“, das unsere derzeitige Verkündigung vielfach erzeugt, ein Mißverständnis und in bezug auf uns Verkündiger hin formuliert ein „Kunstfehler“. Der Anspruch Gottes (vor dem wir ein schlechtes Gewissen bekommen) und das „Schenken von Freiheit“ (aus der heraus wir dankbar und trotz allem voll Freude sein können) sind in der Gestalt Jesu Christi zwei Seiten der gleichen Medaille.

Bei all dem bin ich der Meinung, daß das, was hier am Gegensatz zwischen Wohlstand und Hunger in der Welt verdeutlicht wurde, in entsprechender Weise vom christlichen Leben in einer aller neutestamentlichen Sittlichkeit hohnsprechenden Gesellschaft gilt. Ob wir nicht doch zu wenig verkündigen, daß die Gottesliebe das erste ist und daß allein eine lebendige Liebe zu Jesus Christus uns auf der einen Seite die Freiheit und Fähigkeit vermittelt zur

Dankbarkeit für die guten Gaben auch unserer Welt und auf der anderen Seite uns in ungleich größerem Maße als bisher befähigt, unsere Verantwortung für diese Welt in materieller und moralischer Hinsicht existentiell, finanziell und politisch wahrzunehmen?! Ich vermute stark, daß das so ist. Gleichzeitig weiß ich aber auch, daß unsere Verkündigung dann auf sehr weite Strecken hin umlernen muß. Und das ist meine Bitte als Bischof an die Redaktion und die Leser von *Geist und Leben*: zu einer solchen Verkündigung Hilfen und Anregungen zu geben.

Stufen geistlicher Führung

Aufgezeigt anhand der Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola

Jan van Deenen, Deventer (Niederlande)

Eine erfundene Geschichte möge die Überlegungen einleiten. Inspiriert ist sie vom Hohen Lied indischer Spiritualität, von der Bhagavad Gita.

Arjuna rang seit sieben Jahren mit der Frage: Wie kann ich so weise und so klug werden wie mein Meister Krishna? Längst schon hatte er die Sagen und Sprüche der großen Meister studiert; doch er mußte bekennen, daß er nicht einmal die Hälfte davon verstanden hatte und daß er über das Studieren auch um kein Stück weiser geworden war. Deshalb entschloß er sich für einen neuen Weg; er begann seinen Meister nachzuahmen; er ging wie er, setzte sich aufrecht auf sein Gebetskissen wie er, schaute vor sich hin wie er. Doch das kam ihm bald geziert vor, und weiser wurde er dabei auch nicht. Deshalb faßte er wieder einen neuen Entschluß; er zog sich in die Waldeseinsamkeit zurück und schwieg. Doch wenn er dann einmal – beim Betteln vielleicht, oder wenn ihn jemand ansprach – reden mußte, kam er sich vor wie ein dummer Schwätzer.

So faßte er sich also eines Tages ein Herz und ging zum Meister: „Meister Krishna, alle Welt rühmt deine Weisheit. Wie kann ich dir darin nachfolgen?“ Der Meister aber war gerade dabei, eine Apfelsine zu schälen, langsam und sorgfältig. „Schau“, sagte er, „so!“ Arjuna schaute und schaute und verstand nichts. „Was willst du mir sagen, Meister?“ fragte er. Krishna lächelte zurück: „Du suchst Weisheit? Tu also das, was ich tue!“, und dabei schälte er seine Apfelsine weiter. Schnitt um Schnitt legte er in die Schale, die wie ein Stern auseinanderfiel. Und in der Mitte zeigte sich das saftige Fruchtfleisch.

Da verstand Arjuna: Weise wird der, der tut, was er tut; wenn du jeden Augenblick als deinen Augenblick anschaust, als deinen Kairos, als deine Heilige